

Feministische Perspektiven auf Care-Arbeit

María Bastidas Aliaga ist Sozialwissenschaftlerin und Expertin für Sozialarbeit, Genderpolitik und Pflegeökonomie. Sie promovierte an der Universität Pablo de Olavide in Sevilla und arbeitet seit vielen Jahren in Forschung, Lehre und Beratung für internationale Organisationen, öffentliche Institutionen und soziale NGOs, die sich für die Rechte arbeitender Frauen in Lateinamerika und Europa einsetzen. Derzeit koordiniert Bastidas Aliaga in Spanien das Programm „Cuidar en Equilibrio“ (Ausgewogene Pflege) und engagiert sich als Mitglied der Gruppe „Aliadas por la Ciudadanía“ (Verbündete für Pflege) für die Förderung und den Schutz des Rechts auf Pflege. Zudem ist sie aktives Mitglied der Kommission für Soziale Dienste und Pflege des Berufsverbands der Sozialarbeit in Sevilla. Mit einem besonderen Fokus auf partizipativer Forschung setzt sich Bastidas Aliaga für die Rechte, Mitbestimmung und Sichtbarkeit von Frauen in der informellen Wirtschaft ein und plädiert für ein feministisches, intersektionales Verständnis von Arbeit.

Was hat Sie inspiriert, Ihren Fokus auf Frauen im informellen Sektor und spezifisch der Care-Arbeit zu setzen?

Ich glaube, dass Hausarbeit und Care-Arbeit grundlegende Säulen der Gesellschaft sind. Dennoch bleiben sie nach wie vor unsichtbar und werden hauptsächlich von Frauen geleistet. Frauen tragen weiterhin eine übergroße Last durch unbezahlte Care-Arbeit. Care-Arbeit ist essentiell und ermöglicht es, jeden Tag neues Leben zu schöpfen. Aber die Bedingungen, unter denen sie verrichtet wird, verschärfen die Armut. Sie wirkt sich negativ auf die Gesundheit, Einkommensmöglichkeiten und Lebensqualität der Frauen aus. Kinder und Jugendliche – vor allem Mädchen – übernehmen oft zusätzliche Pflichten, die ihre Bildung und persönliche Entwicklung einschränken. Auch politische Teilhabe ist so nicht möglich, aber sie ist wichtig. Patriarchale Strukturen schwächen weiterhin die Rechte von Frauen, und Gewalt ist nach wie vor ein latentes Problem. Ich möchte mit meiner Arbeit die Kämpfe und Geschichten von Frauen weltweit sichtbar machen. Nach meinem Studienabschluss arbeitete ich in den peruanischen Minenregionen mit den Ehefrauen der Bergleute zusammen. Später arbeitete ich auch in einer Hafenstadt an der Grenze zu Chile, mit den Ehefrauen der Fischer. Die Fischerei in Peru ist traditionell männlich geprägt und Frauen haben hier kaum Zutritt. Also erscheint es, als würden Frauen nicht arbeiten - sie arbeiten aber tatsächlich sehr viel im Hintergrund, was jedoch unsichtbar bleibt. Ihre Care-Arbeit wird auch von Unternehmen nicht anerkannt, sondern instrumentalisiert. Mir war es deshalb sehr wichtig, aus einer unabhängigen Organisation heraus, die Gewerkschaften unterstützt, mit den Frauen zu arbeiten. Nicht aus der Position der Unternehmen selbst.

Können Sie uns etwas über die Arbeit der kommunalen Entwicklungsvereinigung ADC in Peru erzählen?

Über die Nichtregierungsorganisation Asociación de Desarrollo Comunal (ADC), die ich in Peru mitbegründet habe, machen wir die prekären Bedingungen der Arbeiterinnen in informellen Sektoren sichtbar. Wir decken

nicht nur die Realität auf, sondern sammeln die Stimmen der Frauen und entwickeln auch Empfehlungen. Bei unserer aktiven und partizipativen Forschung sind die Frauen keine Objekte, sondern Subjekte. Dank dieser Forschung konnten wir bereits die Beteiligung von Frauen und ihren Einfluss in der öffentlichen Politik und den Gewerkschaften fördern. Die ADC konnte einen Beitrag für das Gesetz zur Gleichstellung von Männern und Frauen in Peru leisten, das sich mit menschenwürdiger Arbeit für Frauen beschäftigt. Unser auf lokaler Ebene gegründetes Netzwerk hatte ebenfalls einen großen Einfluss auf die Handlungen der Politik in Bezug auf die informelle Wirtschaft in Peru. Auch international haben Hausarbeiterinnen über ihre eigenen Organisationen an Sensibilisierungskampagnen gearbeitet und politischen Einfluss gewonnen. Zum Beispiel bei der Ratifizierung der Konvention 189 der Internationalen Arbeitsorganisation ILO und der vollständigen Umsetzung der Rechte von Frauen – immer basierend auf ihren eigenen Erfahrungen und Besonderheiten. Dennoch gibt es weiterhin eine Lücke zwischen der peruanischen Gesetzgebung und der Umsetzung von Gesetzen. Das bleibt eine große Herausforderung. Die lokalen und regionalen Behörden müssen das Recht auf Pflege und Fürsorge gewährleisten, zum Beispiel durch den Ausbau von Kinderbetreuungscentren und Unterstützungssystemen für ältere Menschen. Zudem müssen sie die Einhaltung arbeitsrechtlicher Standards, insbesondere für Hausarbeiterinnen, überwachen.

Welche Methoden waren oder sind für die betroffenen Frauen von besonderer Bedeutung und Wirkung?

Wir begannen mit Sensibilisierungen und Schulungen, damit die Frauen von Arbeitern sich ihrer Rollen, der Bedeutung ihrer Arbeit und ihrer Rechte bewusst werden und mit Situationen von Gewalt und Misshandlung umgehen können – nicht nur innerhalb der Familie, sondern manchmal auch durch die Unternehmen. Alles war und ist partizipativ gestaltet. Wir sind der Ansicht, dass der Dialog und der kollektive Aufbau von Wissen durch die Frauen selbst wichtige Aspekte der Realität sind und zugleich konkrete Vorschläge offenlegen. Die Frauen wissen, was sie wollen und wie sie es umsetzen können. Deshalb war es für uns von entscheidender Bedeutung, immer zu fragen, zu diskutieren und den Dialog zu suchen. Schulungen dienen dazu, die Frauen zu befähigen, ihre Rechte einzufordern. In den Minencamps wurden zum Beispiel Hausfrauenkomitees gegründet. Meistens sind Frauen die ersten, die bei Märschen, Solidaritätsküchen und anderen Initiativen aktiv werden. In Lima, Peru, wurde das regionale Netzwerk von Frauen in der informellen Wirtschaft gegründet, das Straßenverkäuferinnen, Hausangestellte, Saisonarbeiterinnen und Heimarbeiterinnen zusammenbringt. Das Netzwerk vereint die Kämpfe derjenigen, die das tägliche Leben auf Märkten, auf dem Land und in Haushalten aufrechterhalten.

Welche Rolle spielen Intersektionalität und die Dekolonisierung in Ihrer Arbeit bzw. im Feminismus allgemein?

Die Arbeit in Peru hat mir gezeigt, wie Geschlechterungleichheiten tief mit der kolonialen Geschichte und den ländlich-städtischen Dynamiken verflochten sind. Man kann nicht von einer homogenen Masse von Frauen sprechen, sondern muss die Vielfalt der Frauen anerkennen, wobei jedes geografische Gebiet und jeder Lebensraum eigene Besonderheiten aufweist. In allen Fällen durchkreuzt die Diskriminierung, der Frauen im familiären, beruflichen und politischen Bereich ausgesetzt sind, diese unterschiedlichen Kontexte. In Spanien, im Unterschied zu meiner Erfahrung in Peru, habe ich mit Migrantinnen gearbeitet und gesehen, wie struktureller Rassismus die Arbeitsungleichheiten verschärft und die Rechte der Frauen einschränkt.

Diese Erfahrungen haben meinen Fokus auf intersektionalen und dekolonialen Feminismus gestärkt, angepasst an jede Realität. Denn obwohl es in Spanien massive Migration gab, hatten alle Frauen gemeinsam, dass sie Diskriminierung erfuhren – aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Migration und viele auch aufgrund ihrer Hautfarbe oder ihrer ländlich-bäuerlichen Herkunft. Oftmals erlebten sie eine doppelte oder sogar dreifache Diskriminierung.

Wie kann dekolonialer Feminismus den Eurozentrismus überwinden?

Der Eurozentrismus setzt universelle Modelle für Frauen durch, die ihre Realität nicht repräsentieren. Feminismus muss von den Stimmen und Erfahrungen der Frauen selbst ausgehen und ihre Diversität anerkennen. Selbst innerhalb einer Stadt gibt es unterschiedliche Erfahrungen – etwa Frauen von der Küste versus Frauen aus ländlichen Gebieten in Peru. Ich glaube, dass dekolonialer Feminismus die Universalität eurozentrischer Paradigmen in den Geschlechterkämpfen infrage stellt. Das ist ein entscheidender Punkt. In Lateinamerika stehen indigene Frauen, Frauen afroamerikanischer Abstammung und Migrantinnen spezifischen Unterdrückungen gegenüber, die ein hegemonialer Feminismus manchmal nicht berücksichtigt. Dekolonisierung des Feminismus bedeutet daher, diese Realitäten anzuerkennen, das Wissen der Vorfahren zu respektieren und von deren eigenen Strukturen und Prioritäten aus zu arbeiten. Wer legt die Gender-Agenda fest? Das ist die erste Frage. Es gibt eine Vielfalt von Ansätzen, und die Summe dieser Diversitäten bereichert die Vorschläge, statt sie zu schmälern. Es geht darum, das Wissen der Menschen zu respektieren, zuzuhören und einen Dialog der Wissensformen zu fördern. Frauen sollen Subjekte ihres eigenen Prozesses sein.

Was sind Ihre bisherigen Erfolge in Bezug auf die Care-Arbeit? Welche weiteren Forderungen stellen Sie?

Ein besonders zentraler Punkt ist die Umverteilung von Care-Arbeit. Das ist politisch, sozial und wirtschaftlich fundamental. Ich möchte betonen, dass ein systematisches Care-System aufgebaut werden muss, das alle Beteiligten einbezieht: Familien, Männer, Frauen, den Markt, die Gemeinde und den Staat. Wir müssen Care-Arbeit sichtbar machen, wertschätzen, fair verteilen und in politische, wirtschaftliche und soziale Planungen einbeziehen. Es erfordert eine umfassende Planung, partizipative Entscheidungsprozesse und den Aufbau lokaler Netzwerke, die auf Solidarität, Erfahrung und kollektiver Organisation basieren.

Zudem sehe ich ein großes Potenzial in Sensibilisierungskampagnen und Bildungsinitiativen, z. B. durch soziale Medien. Es ist wichtig, Erfolge und Resilienz von Frauen sichtbar zu machen und nicht nur Opferrollen zu reproduzieren. Wir setzen Hoffnung in das große Potenzial von Basisbewegungen und regionalen Netzwerken, die zunehmend in der Lage sind, gesellschaftliche und politische Prozesse zu beeinflussen. Fortschritte werden vor allem durch Frauenorganisationen gefördert – etwa durch Kampagnen des Ministeriums für Frauen, NGOs, Gewerkschaften oder Netzwerke von Hausarbeiterinnen. Das sind sehr wichtige Schritte. Internationale Kooperationen stärken zudem die Legitimität solcher Initiativen und verbinden lokale Maßnahmen mit globalen Standards.

In Spanien setzen wir uns bei “Aliadas por la Ciudadanía” für die Pflege und damit für das Leben ein. Wir haben das andalusische Programm für Rechte in der Pflege ausgearbeitet und gleichzeitig fördern wir

Ausbildung, Sensibilisierung und politische Einflussnahme, um ein nationales Pflegegesetz zu erreichen, das diese wichtige Arbeit anerkennt und schützt.

Was unterscheidet Ihren Ansatz, was können Andere von Ihnen lernen?

Initiativen berücksichtigen nicht immer die lokalen Realitäten und beziehen die Gemeinschaften nicht ausreichend ein. Wenn sie von Anfang an nicht in Diagnose und Gestaltung einbezogen werden, ist es sehr schwierig, Probleme effektiv zu lösen. Ich halte es für entscheidend, die Gemeinden – vor allem die Frauen – aktiv in die Gestaltung und Umsetzung der Politik einzubeziehen. Wir müssen die Wichtigkeit erkennen, Frauen aktiv den Prozess bestimmen zu lassen. Nur so können wir eine gerechte, inklusive und nachhaltige Gesellschaft schaffen.

Das Interview führte Filipa Pereira

Die Interview-Reihe “Global gerechte Zukunftsvisionen” ist Teil von “Wie hängt denn das zusammen?”, ein Projekt des Afrika Medien Zentrum e.V., das diverse Bildungsangebote zu globalen Zusammenhängen umfasst. In den Interviews stellen acht Akteur*innen aus verschiedenen Kontexten und Kontinenten ihre Arbeit und Zukunftsvisionen vor. Sie werden Ende 2025 in einer digitalen sowie gedruckten Informationsbroschüre veröffentlicht. Sechs der interviewten Akteur*innen leiteten im September und Oktober 2025 interaktive online Seminare und gaben einem internationalen Publikum Einblicke in ihre Arbeit.

Weitere Informationen finden Sie unter amz-berlin.de/zukunftsvisionen.